Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 1 (1945)

Heft: 4

Artikel: Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer : Rede, gehalten zum Gedenktag des vierzigjährigen Bestehens des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Autor: Bohnenblust, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer

Rede, gehalten zum Gedenktag des vierzigjährigen Bestehens des Deutschschweizerischen Sprachvereins im Zunfthaus „zur Waag" in Zürich, am 29. Oktober 1944

von Gottfried Bohnenblust

Wir haben uns zusammengefunden, um der wertvollen Arbeit zu gedenken, die der Deutschschweizerische Sprachverein seit vierzig Jahren in dieser Stadt und in seinen andern Gruppen geleistet hat. Einem Berner in Genf haben Sie die Ehre erwiesen, ihn zu Ausschau und zu gemeinsamer Besinnung einzuladen. Herzlicher Anteil an Ihrer Arbeit und Ihrer Feier hat mir von vornherein nicht gefehlt. Aber im Grunde hätte sich wohl einer unserer ausgesprochenen Sprach- und Mundartforscher besser dazu geeignet, Ihren berechtigten Wünschen genugzutun. Solche leben in Ihrer Stadt: in Ihrem eignen Kreise wirken Männer, die sich seit langem um die Pflege und die Erforschung unsrer Muttersprache in ihren vielfachen Formen verdient gemacht haben. Auch nachdem Albert Bachmann, Otto von Greyerz und Heinrich Baumgartner uns verlassen, bleiben uns neben dem Leiter Ihres Vereins und andern Gelehrten Kenner wie Wilhelm Bruckner, Rudolf Hotzenköcherle, Walter Henzen, der vor kurzem dem Verhältnis von Schriftsprache und Mundarten ein gehaltvolles Werk gewidmet hat.

Der sanften Zähigkeit Ihres Herrn Obmanns habe ich mich am Ende gefügt. Sie verlangen ja nicht, daß ich Ihnen die Geschichte der Gesellschaft erzähle, die Sie besser kennen als ich. Nur wer sie erlebt, vermag sie zu schildern, wie es sich ziemt. Ihre Einladung hat offenbar einen andern Sinn. Ich darf Ihnen bestätigen, daß Ihre ausdauernde Arbeit auch außerhalb Ihrer Mauern gewürdigt worden ist. Das ist auch an Orten der Fall, an denen sich eine vollkommene Einstimmigkeit nicht in jedem Augenblick dieser vier Jahrzehnte hat ergeben können. Das ist aber weder nötig noch wünschbar: leicht könnte eine vollkommene Eintönigkeit daraus werden. Wem das Wohl unserer Sprache am Herzen liegt, hat sich ganz besonders während der Jahre, in denen das Ruder in den Händen des kenntnisreichen und humorvollen Herrn Obmanns lag, Ihrer Grundeinsichten, Ihrer Grundhaltung und Ihres Grundwillens mit Ihnen freuen können. Sie betrachten es als vornehme Pflicht, die Rein-

heit unsrer Muttersprache in ihren lebendigen Formen zu hüten, ihre Grenzen zu wahren und die Liebe zu ihr in allen Gestalten zu wecken.

Solches Verständnis rückt diese Stunde in einen hohen Zusammenhang. Sie feiern das Fest einer jener Sprachgesellschaften, die seit Jahrhunderten ihre Sprachen als edles Erbgut verstanden haben, auf uns gekommen als Hort und als Verpflichtung. Damit ist unser Blick zugleich auf den Bereich des Volkes und der Völker gelenkt. Schon das Altertum hat bewußte Bemühungen gekannt, an ältere und reinere Formen der eigenen Sprache wieder anzuknüpfen, wenn sie vermischt und verwittert schien. Aber erst die Zeit, die die Kräfte des Altertums neu erwecken und einer neuen Welt zuführen wollte, begann solche Pflege in gesellschaftlicher Weise zu üben. Auf die Accademia della Crusca in Florenz folgte die Französische Akademie, und bevor diese ihre große Laufbahn begann, war schon ein ähnliches Gebilde in deutschen Landen sichtbar geworden: die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden. Forscher und Gelehrte versprachen sich da, sich der Fremdwörter aufs möglichste und tunlichste zu enthalten, sich der besten Aussprache und reinsten Schreibart in gebundener und ungebundener Rede zu befleißen. In Hamburg, Nürnberg und an andern Orten folgten dieser Anhalter-Gründung ähnliche Gesellschaften. Mögen sie zuweilen gute deutsche Wörter als fremd befehdet und mehr treuen Willen als glückliche Schöpferkraft bewiesen haben: im Grunde hatten sie recht. Gerade wer die eigne und die andern großen gebildeten Sprachen liebt, wird jede rein sprechen und rein hören wollen. Denn nur rein ist jede schön.

So weist geschichtliche Besinnung gleich zu Anfang auf die Freude an besonderm Dasein und Ausdruck und auf die Gemeinsamkeit solcher Pflege mit der verwandter Völker. Sie macht uns nicht arm, sie bereichert uns. Sie lehrt das Sondersein des Volkes und seiner Sprache im ganzen menschlichen Sein und seiner Geschichte sehen und verstehen.

Auf jene Zeit der Sprachgesellschaften in wirrer und wüster Zeit ist der Aufstieg deutscher Dichtung in wachsender Einheit deutscher Sprache gefolgt. Das Ende des letzten Jahrhunderts sah dann die Erneuerung des alten Gedankens in neuer Form schlicht bürgerlich, aber ausgedehnter, im Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Mag er mit außersprachlichen Absichten stärker verbunden gewesen sein als seine fernen Urbil-

der, mag auch das Verhältnis zu den fremdsprachlichen Vorbildern sich stark gewandelt haben: der sprachliche Kern ist auch hier echt. Gebildete Sprache dauert, solange die bildende Kraft nicht stirbt, diese aber muß so gut wahren wie schaffen.

Mit jener langen Vorgeschichte hängt, wenn ich nicht irre, auch die Sprachgesellschaft von fern zusammen, deren vierzigjährigen Bestand wir heute feiern. Von einer bloßen Übertragung, einer erneuernden Nachahmung konnte freilich keine Rede sein. Wohl ist Sprachgeschichte weithin Volksgeschichte. Aber auf eidgenössischem Boden ist das Deutsche heute eine unter vier Bundessprachen. Es war die Sprache der Gründer des Bundes, und lange ist sie die einzige geblieben. Die neue Eidgenossenschaft aber ist nie auf die Einheit der Sprache gebaut gewesen und hat nie mehr versucht, sie mit Kunst oder Gewalt herzustellen. Wille zur freien Volksgemeinschaft hat sie einst gegründet. Dieser Wille hat sie auch erhalten. Und sie wird nur solange wahrhaft leben, als dieser Wille dauert, jeden echten Ausdruck mannigfachen Volkstums zu schützen und zu achten, niemals aber über der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks die Grundeinheit des Gehaltes zu vergessen. Sie hat mehr als einmal gewaltige Gefahr in Einem Willen überstanden, der stärker war als die Verschiedenheit der Form: so daß der Eine Wille, in allen unsern Sprachen verkündet, desto mächtiger geworden ist.

Diese engweite Situation, mit Goethe zu reden, gibt einer deutschschweizerischen Sprachgesellschaft einen besondern Sinn. Sie wahrt wie die eines einsprachigen Landes die Schönheit und Reinheit der Muttersprache. Sie hat nicht den leisesten Grund, sie weniger zu lieben, als andre es tun. Aber sie pflegt die eigne in lebendiger Nähe der andern Bundessprachen: sie bleiben die andern, aber es sind die Sprachen der Eidgenossen. So sind sie die „andern" in anderm Sinne. Für uns gilt nicht: „Ein Volk, eine Sprache", sondern wir sagen: „Viele Sprachen, Ein Volk".

Darum habe ich es als sinnvoll freundeidgenössischen Gedanken empfunden, daß Sie einen Genfer Deutschschweizer eingeladen haben, diese Stunde der Sammlung und Erhebung mit Ihnen zu begehen. Seit einem Vierteljahrhundert lehrt er deutsches Schrifttum in deutscher Sprache mitten unter welschen Eidgenossen. Er liebt ihren klaren Aus-

druck und liebt sein Deutsch wie je zuvor. Sie setzen mit Recht voraus, daß er sich Ihrer Freude über Ihre bisherige und Ihre künftige Arbeit freue. Und Sie weisen ja selber darauf hin, daß die Sprache, die fürs erste der Weg von Herz zu Herzen, von Hirn zu Hirn im nächsten Kreise sei, auch die Geister jenseits ihrer Grenzen nicht trenne, sondern die Brücke von Eidgenossen zu Eidgenossen, vom Menschen zum Menschen werde.

Aber noch eine weitere Tatsache zeigt einen deutschschweizerischen Sprachverein in anderer Lage als einen allgemein deutschen. Wir haben ein ganz anderes Verhältnis zwischen gemeindeutscher Schriftsprache und der Fülle unserer Mundarten.

I.

„Schweizerdeutsch" ist ein junger Ausdruck. Das Grimmsche Wörterbuch kennt ihn zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht: es spricht von der „Schweizer Mundart", in der man neben der politischen Einheit auch die sprachliche Mannigfaltigkeit bezeichnet finden kann. Ohne sie ist ja unser sprachliches Leben gar nicht zu denken. Ein einheitliches Schweizerdeutsch gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es wird auch an keinem grünen Tisch beschlossen werden. Die „Schweizer Mundart" ist eine Fülle von Mundarten. Man kann natürlich die der Stadt Zürich in einer „schweizerdeutschen" Grammatik darstellen und so peripherische Dinge wie Bern- und Baseldeutsch beiläufig anmerken. Man kann sich auch einbilden, man könne nach dem Grundsatz der Mehrheit eine Mundart zur Sprache aller machen. Vergeblich. Das sind flüchtige Wolken, die über unsern Himmel ziehen: am nächsten Tag blüht der Garten wieder in allen Farben.

In der deutschen Schweiz gehört die Sprache nicht Einem Stande, weder im staatlichen noch im gesellschaftlichen Sinne. Jeder redet sie seit Jahrhunderten, wie sie ihm überliefert ist und sich im Laufe der Zeit leise wandelt. Daß all diese Mundarten schweizerisches Gut sind, ist uns lieb und wertvoll: kaum möchten wir eine missen. Aber daß sie so mannigfach gestuft und getönt sind, ist nicht minder wichtig. Wir sind ein Bundesvolk.

So ist uns die Fülle lieber als die Formel. Eine einzige Strophe läßt sie klingen:

„Ach, wie churzen üsi Tage!
Ach, wie flieht die schöni Zyt!
Alle Flüehne möcht is chlage,
Was mer schwer am Härze lyt!"

Sie ist schön, und sie lehrt uns allerlei.

Bekanntlich ist das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen wesentlich unterschieden durch den Langvokal anstatt des Doppellautes, durch die Wandlung alter Langvokale in Doppellaute und durch die Dehnung der Vokale in offenen Silben.

Der erste Vers des Kuhnschen Liedes zeigt, daß Bern keine dieser Wandlungen mitmacht: „Ach, wie churzen üsi Tage": dazu zeigt das Pronomen noch den alten klingenden Vokal in der Endung. Zürich sagt: „eusi Tage": der Einzelvokal ich Doppellaut geworden; aber der alte Doppellaut ie und der Kurzvokal sind geblieben. Basel hat den Doppellaut in „wie" und den Langvokal in „isi" bewahrt, aber das a in „Tage" ist lang geworden, in „Däg" auch noch umgelautet.

Die durchgeformte Eigenart dieser Stadt- und Landsprachen ist so bestimmt, daß Übersetzung aus der einen in die andre wie Vermummung anmutet. Es gibt Seelenwanderung von einem Sprachleib in den andern, aber kaum aus einer Mundart in die andre. Diese spricht geschlossenes Sondersein aus. Kuhn und Wyß sind Berner, Usteri ist Zürcher, Jacob Burckhardt Basler, Adolf Frey Aargauer, Meinrad Lienert Einsiedler, Josef Reinhart Solothurner. Die Berner Rudolf von Tavel und Otto von Greyerz zeigen, wie wenig mundartlicher Ausdruck auf Lyrik beschränkt ist. Aber so beweglich die Laute, so unwandelbar ist der Urlaut.

Kein Wunder, daß solcher Ausdruck des ensten altbewährten Lebenskreises in Zeiten als unveräußerlicher Schatz bewußt wird, in denen alle äußere Sicherheit wankt. Die rein berndeutsche Dichtung entspringt in den Tagen des französischen Überfalles über die alte Eidgenossenschaft. Kuhns erstes mundartliches Lied, der Kuhreihen von 1798, erinnert durch Text und Kehrreim „O Je! o Je!" an den Untergang des alten Bern, und Ovids Klagevers gibt die klassische Rechtfertigung: „Flebilis ut status noster est, ita flebile carmen". Bei Hebel jenseits des Rheins ist die zeitgeschichtliche Anregung zu den „Alemannischen Gedichten" nicht die einzige: aber sie ist auch da nicht zu übersehen.

Daß wir an unsern Mundarten als an der unmittelbarsten Gestalt unserer Muttersprache festhalten, ist so natürlich, daß es auch an dieser Stelle der Versicherung kaum bedarf. Und zwar liegt ihr Wert wesentlich in ihrer Reinheit. Daß die Wanderung von einer Stadt zur andern die Mundarten mischt, in den Lauten, in den Formen, im Satzbau, im Wortschatz: wer will das leugnen! Aber aus verwaschenem Charakter eine Übertugend zu drechseln, wollen wir doch andern überlassen. Es wäre ein erquickliches Schauspiel, wenn die Mundarten überall von Leuten gelehrt, gepriesen und verteidigt würden, die eine von ihnen wirklich von Herzen können.

Gäbe es eine sonderbarere Lösung, als die Gemeinsprache im großen abzulehnen und im kleinen kleinlich nachzuahmen? So bleibe unser Nieder-, Hoch- und Höchstalemannisch, was es ist. Wir betrachten seine Zukunft nicht mehr mit dem müden Schicksalsunglauben, der einst in den Anfängen des Schweizerischen Idiotikons die Sammlung eines verlorenen Schatzes in der letzten Stunde sah. Wir verkennen natürlich nicht die starke Neigung, überall zu vereinfachen und das Gleichmäßige als solches für einen höhern Wert zu halten. Aber wir freuen uns auch der Kräfte der Beharrung, der Urwüchsigkeit, des ursprünglichen Wachstums. Wir kennen die Sondergefahren aller Grenzgebiete und kämpfen gegen charakterloses und stilloses Mischgerede. Aber wir verhehlen uns auch nicht, daß wenigstens einem bernischen Ohr welsche Lehnwörter in der Mundart weit weniger störend tönen als fremdartiges Gut in der Schriftsprache. Auch ein so volksbewußter Forscher wie Feist weist darauf hin, wie die Mundart einerseits beharrlicher sei und altes Sprachgut treuer bewahre, andrerseits in der Aneignung fremder Wörter weniger zurückhalte. Nicht nur im Elsässischen weist er das nach, sondern auch im Pfälzischen. Hören wir da „salfet" für Hand- und Tellertuch, so klingt uns gleich unser „Särviette" nebst der „Zuckerschatte" auf, zu pfälzisch „e kodrer" unser „Kunträri"; und Wörter wie Gellöretli und Puntenöri tönen so vertraut wie Fazenettli italienischen und Fifälterli deutschen Ursprungs. Allerdings hängt auch für die Mundart die gefahrlose Aneignung fremden Sprachgutes an der ungeschwächten eignen Angleichungskraft.

II.

Aber wir fragen nicht allein nach Recht und Herzensmacht unsrer Mundarten, die wir lieben, achten, pflegen und sprechen, wo wir unter uns sind, sei's in gebundner oder ungebundner Rede. Ein Gedicht wie „Überänne" von Meinrad Lienert vermöchte für sich allein spätern Zeiten zu sagen, was für ein Volk in unsern Tagen in unsern Bergen gewohnt, wie es in guten Stunden die Welt gesehen und sein Lied gesungen.

Wir fragen auch nach dem Deutsch der Schweizer: unserm Anteil an der deutschen Gemeinsprache in Schrift und öffentlicher Rede. Und wir halten dafür, daß ein jedes so gut sei wie das andere: jedes in seiner Art, jedes an seinem Ort.

Die Geschichte der deutschen Einheitssprache ist noch nicht lückenlos klar: wesentliche Fragen sind aus sprachlichen und außersprachlichen Gründen neuerdings wieder stark umstritten. Schriftsprache ist Sprache der Alten und der Andern. Sie geht nicht auf Sondersein, sondern auf Einheit, sie will nicht Einzigkeit, sondern sie will so weithin als möglich verstanden werden. Die Sprache der Alten bewahrt und will dauern; die Sprache der Andern will ausgleichen und sich ausbreiten.

Die Annahme einer althochdeutschen Schriftsprache im Zeichen Karls des Großen war vor bald hundert Jahren versucht, dann aber mangels aller Beweise aufgegeben worden. Kein Übergewicht einer Landschaft, keine Preisgabe der Mundart durch andre war zu erweisen. Erst vom zwölften Jahrhundert an läßt sich eine Neigung zu einheitlicher Gestaltung verfolgen. Freilich ist sie nie so weit gegangen, wie die von Lachmann und den Seinen ausgeglichenen Texte glauben lassen. Am nächsten steht der Mundart die Urkunde; die Dichtung, die das französische höfische Vorbild kennt, macht sich freier.

Zu einer eigentlichen Schriftsprache ist es freilich auch damals nicht gekommen, und die höfische Kunst schwand, ob auch nicht spurlos, mit dem Stand, der sie getragen. Keine Gegend hatte sprachlich geherrscht; immerhin war das Oberdeutsche so mächtig, daß das Gebiet der heutigen deutschen Schweiz keinen Gegensatz zu ihm empfand. Anders später, als das Hauptgewicht der Prager Kanzlei Karls IV. und seiner Nachfolger zu-

fiel. Luther hat nach seinem eignen Worte nicht bewußt eine neue Sprache schaffen wollen; er beruft sich selbst auf das gemeine Deutsch Kaiser Maximilians und des sächsischen Kurfürsten Friedrich. Der Buchdruck, die mächtige Persönlichkeit des Reformators und die großen Wogen der Reformation haben dann die eine Schriftsprache allmählich geschaffen. Aber die deutsche Schweiz, „Rückzugsgebiet" vom Standpunkt des Reiches, baut ihren eigenen Bund, in bündischer Freiheit und Freundschaft des geistigen Lebens und des besondern Ausdrucks. Gegen das lutherische Deutsch hat sie sich auch in den reformierten Orten lange widerstrebend verhalten; im 17. Jahrhundert beginnt bei Simler die Neigung, es den führenden Schlesiern gleichzutun: aber der Zürcher scheint doch noch zu schweizerisch, zu rauh, zu wenig deutsch. Noch Haller entschuldigt sich: „Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd." Und wie viele fremde Zungen hatte der Knabe doch schon gelernt! Im Streit der Zürcher mit Gottscheds Musensitz in Leipzig siegen Bodmer und Breitinger in der Frage nach dem Wesen der Dichtung und nach dem Rechte der freien Einbildungskraft, die Sachsen aber in den Dingen der Sprache. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist der grundsätzliche Widerspruch überwunden. Lavater fragt Goethe noch: „Bischts?" und nennt sein Gebetbuch „Gebätter": aber das sind Eigenheiten innerhalb der einen Sprache. Die Klassiker setzen sie endgültig durch, und zwar alle ohne die besondre Herkunft zu verleugnen. Der Weg von Gotthelf zu Spitteler ist bei uns der von einem epischen Genius zum andern: jeder hat ein höchst eigenwilliges Verhältnis zur Sprache. In beider Gemeindeutsch lebt die Mundart unverkennbar: bei Gotthelf noch wild, bei Spitteler eingeschmolzen. Keller und Meyer stehen inmitten: einig in der grundsätzlichen Entscheidung zugunsten einer edeln allgemeinen deutschen Sprache, verschieden genug in der persönlichen Form, hier des rein germanischen Menschen, dort des bewußten Humanisten. Seither ist eine wesentlich neue Stellung nicht mehr bezogen worden: die Kellersche Art hat die reichste, die Meyersche eine höchst bedeutsame Nachfolge. Daneben blüht mundartliche Dichtung in allen Gestalten. Manchmal vertritt ein Dichter beide Formen zugleich. Wir freuen uns unseres schweizerischen Deutsch und wollen in Schrift und öffentlicher Rede das Deutsch der Schweizer nicht missen.

III.

Wohin führen die kommenden Tage?

Nirgends als in plattdeutschen Landen stehen sich Mundart und deutsche Gemeinsprache so klar gegenüber wie bei uns. Jede hat ihren Sinn, ihren Ort, ihre besondere Wirkung. Die Mundart läßt vor allem das Herz, die allgemeine Sprache den Geist laut werden. Aber wo das Herz herrscht, braucht der Geist nicht zu fliehen; wo der Geist herrscht, vergißt das Herz nicht zu schlagen. Sprache als Ausdruck innern Lebens drängt nach Sonderart: ihr letztes Ziel wäre Einmaligkeit. Sprache als Mittel der Verständigung drängt nach Allgemeinheit: ihr letztes Ziel läge jenseits aller Grenzen. So gelte denn im besondern Kreise die besondere Sprache, im allgemeinen die allgemeine.

Wird es dabei bleiben?

Die Wegweiser an der Straße weisen nach mehr als einer Seite.

Der eine Arm zeigt ins Engschweizerische, der andre ins Weitschweizerische, ein letzter in ein Reich, in dem es keine Schweiz mehr gäbe.

Daß der Sinn für die Mundarten sich vertieft hat, daß wir entschlossener sind als je, sie nie zu opfern, darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber über dem Schweizerdeutschen vergessen wir das Deutsch der Schweizer nicht.

Auch der Weg ins Weite hat seine Gefahren. Pauls letztes Wort zur Sache in seiner Deutschen Grammatik war noch maßvoll: „Die Entwicklung drängt auf eine immer wachsende Annäherung an die Gemeinsprache; aber anderseits wird man wohl behaupten dürfen, daß sie niemals zur Aufhebung aller landschaftlichen Verschiedenheiten führen wird." Das ist ohne jede Beziehung auf den staatlichen Sinn sprachlichen Sonderdaseins gesagt. Auch wo nicht ein freier Bund einem geschlossenen Reiche gegenübersteht, hat der Charakter sein Recht in der Sprache, und der Charakter liegt nicht in der Einförmigkeit.

In den letzten Zeiten sind andre Stimmen laut geworden. In Feists „Deutscher Sprache" (1933) lesen wir: „Der Einheitssprache gehört eben im Zeitalter des riesig anwachsenden Verkehrs, der Menschen aus allen deutschen Sprachgebieten in fortwährende Berührung bringt, unbestreitbar die Zukunft. Wie Deutschland, Österreich und die Schweiz im Inter-

esse des Verkehrs die Ortszeit zugunsten der mitteleuropäischen Zeit aufgehoben haben, so müssen sie aus demselben Grunde von ihren örtlichen Besonderheiten der Sprache absehen und sich der allgemeinen Verkehrssprache, dem Hochdeutschen, auch im mündlichen Gebrauch unterwerfen."

Wohl wird diese „Unterwerfung" durch das Versprechen gemildert, man könne ja Heimatton und Wortschatz mitbringen, soweit sie der Verständlichkeit nicht schaden. Dann folgt der Schluß aller Schlüsse: „Auf diese Weise wird die Bodenständigkeit des Menschen in seiner angebornen Mundart gewahrt und dem Hochdeutschen sein gebührendes Recht zuerkannt, zu beider Wohlfahrt und Gedeihen und zum Segen des deutschen Volkes in weitester Ausdehnung."

Das mahnt denn an den Schlußgedanken von Maurers „Sprachgeschichte als Volksgeschichte". Nachdem die Müllenhoffsche Idee einer althochdeutschen Einheitssprache aus Verneinung und Verwandlung wieder erstanden ist, wird sie vom Hofe Karls über den der Sachsen, Staufen und Habsburger verfolgt: immer sei die Mitte der Macht der bestimmende Ort geprägten Geistes. Alle sprachlichen Strahlungen sind hier Versuche von Landschaften, sich sprachlich durchzusetzen. Aber dieses Streben nach Allgemeingeltung hat nur Erfolg, kann Einheitssprache nur schaffen, wenn dem Willen, sich durchzusetzen, die Bereitschaft entgegenkommt, ihn aufzunehmen. Solange kleine Mittelpunkte als vorbildlich für eine kleine Umwelt gelten, dringt keine Einheitssprache durch.

Wie steht es nun mit dieser Bereitschaft in unsrer deutschen Schweiz? Der wesentliche Sinn unsrer Feierstunde ist doch wohl die Antwort auf diese Frage. Wohl ist wichtig, wie wir sprechen. Aber wichtiger ist, was gesprochen wird und wer etwas zu sagen hat. Form ist ein furchtbar doppeldeutiges Wort. Es kann die Vollendung des Gehaltes in der Gestalt bedeuten. Es kann aber auch die hohle Hülle eines verschwundenen Geistes sein.

Nun haben wir aber, wenn wir deutsch reden, ob nun in einer unsrer vielen Mundarten oder in gemeinem Deutsch, allerdings etwas zu sagen. Der Wert der Gemeinschaft liegt uns nicht in ihrer Größe, nicht in ihrer Macht, nicht in ihrer Alleingültigkeit. Er liegt uns eben in der Gemeinschaft, in der Freundschaft in der Freiheit, in der Freiheit in der Freundschaft. Die Tiefe unsrer eidgenössischen Erfahrung, die Dimension der

Innerlichkeit ist uns letzten Endes wichtiger als alle Technik. Die Werte, die Wort werden und als Tat leuchten sollen, sind uns kein Sonderfall des Verkehrs: Ortszeit und Ortssprache haben für uns keinen gemeinsamen Nenner. Denn sie gehören verschiedenen Welten an.

So sind wir unsres rechten Wegs gewiß. So wenig wir uns auf uns selber einschränken und in unsrer engweiten Situation die Weite vergessen wollen, so wenig wollen wir um einer mittlern Weite, der völkischen, willen den Grund unsres wahren Wesens verlieren. Wer nichts Eigenes mehr auszusprechen hat, was ihn als Menschen mit Menschen verbindet, für den ist die Sprache zur niedern Notdurft herabgesunken. Muttersprache, Vatersprache, Heldensprache, Herzenssprache, Geisteswort: wie viel mehr sind sie!

Unsre Lage fordert, daß wir auf zwei Stufen unsrer Sprache zugleich stehen, den mittlern Zeiten und unsern Tagen zugleich unmittelbar angehören. Sie ist anspruchsvoll. Vor allem aber ist sie wundervoll. Sie löst von schlaffer Bequemlichkeit, sie weist in die Fülle des Lebens, sie lehrt in jedem Augenblick, daß Sprache Fels und Strom, Sein und Werden zugleich ist. Sie führt immer wieder von der Quantität zur Qualität, von der äußern zur innern Größe, vom Werkzeug zum Wert.

So werden wir ob dem Wandel der Laute die Dauer des Lautes nicht vergessen, ohne den alle Sprache leerer Schall bleibt. Dieser Laut ist mehr als Ton, Tonfall, Kadenz. Er kommt von den Silbersaiten des Herzens. Er überdauert allen Zeichen- und Bedeutungswandel. Wahren wir in allem Wandel diesen Silberklang aus unserm tiefsten Grunde. Dann sprechen wir rein im Laut, eigen im Ton.

In zwei Jahrhunderten ist die Weltgeltung deutscher Sprache erst mühsam, dann mächtig erwachsen. Heute droht die Gefahr, daß sie wieder schrumpft und dorrt. Eine furchtbare Aussicht. Zwar könnte unsre Teilnahme an den Opfern unwürdigster Gewalt nicht größer sein, als sie ist. Aber das Schicksal der Sprache, die die unsre ist und bleibt, kann uns dennoch nicht gleichgültig lassen. So sicher es unsre Pflicht war, in den Tagen der Entscheidung zu wissen, daß wir deutsche Schweizer sind, so gewiß werden wir uns erinnern, daß auch das Deutsch der Schweizer nicht verklingen soll. Nicht nur dessen gedenken wir, daß es heute noch freie Deutsche gibt, wie es leider allezeit unfreie Schweizer gegeben.

Selbst wenn wir diesen Trost verlören, selbst wenn das Antlitz des deutschen Menschen in Verblendung und Verhärtung eine Weile unkenntlich bliebe, selbst wenn wir die alte schöne Gemeinschaft des Geistes und des Herzens nicht mehr hätten, selbst dann würden wir unser deutsches Wort nicht verraten. Es bedürfte unser dann mehr als je. Wir lieben unsre Sprache: ihr heimatlicher, ihr heimeliger Laut, ihre Herzensmacht soll uns nicht verloren sein.

Nicht der Lärm sogeheißener „großer Zeiten", nicht das Schnarren vergänglichen Triumphes ist deutscher Dauerlaut. Um des echten Herztons willen konnte Wilhelm von Humboldt die Sprache die wahre Heimat nennen. Sie kann auch in der Fremde unser bleiben: sie ist die Gegenwart vergangener Geister im gegenwärtigen Geiste. Hüten wir sie, wie sie ist: traulich und bildsam, wuchtig und innig, zart und gewaltig, erschütternd und beglückend in Gemeinschaft, heilend als Trosteinsamkeit.

Und je weniger wir es den silbernen Schalen an goldenen Äpfeln fehlen lassen, desto heller und lieblicher wird ihr Silber leuchten.

Der Quell

Drometenruf, Alarmsignal. Zu neuem Morden
Stürzten aus Delos Hain der Szythen rohe Horden.

Was sie verließen, war besudelt und befleckt
Und Wald und Quell mit Schutt und Lagerschmutz bedeckt.

Traurig umstand der Griechen Volk die wüste Stätte:
„Der Hain entweiht! Der Born versumpft im eklen Bette!"

Da murmelt' es im Boden und der edle Quell
Grüßte den Tag, mutig und frisch und rein und hell.

Aus Spittelers „Literarischen Gleichnissen"